



KIRCHGEMEINDE
BASEL WEST

Predigt

Thema:	Um die Wahrheit streiten
Pfarrer/in:	Benedict Schubert
Predigtort:	Peterskirche
Datum:	21. Oktober 2018
Bibeltext:	Galater 2, 11-21



¹¹ Doch als Kephas dann nach Antiochia kam, stellte ich ihn persönlich zur Rede. Denn er war im Unrecht: ¹² Zunächst hatte er nämlich zusammen mit den Heiden gegessen. Aber dann kamen einige Leute aus dem Kreis um Jakobus. Da zog er sich zurück und hielt sich von ihnen fern. Denn er hatte Angst vor den Leuten jüdischer Herkunft.

¹³ Und genauso heuchlerisch verhielten sich auch die anderen Christen jüdischer Abstammung. Ja, sogar Barnabas ließ sich von ihrer Heuchelei anstecken.

¹⁴ Damit verließen sie den rechten Weg, wie er der Wahrheit der Guten Nachricht entspricht. Als ich das sah, stellte ich Kephas vor allen anderen zur Rede: »Obwohl du ein Jude bist, hast du gerade noch wie ein Heide gelebt und nicht wie ein Jude. Warum zwingst du dann die Heiden, wie Juden zu leben?«

¹⁵ Unserer Herkunft nach sind wir Juden und nicht wie die Heiden mit Schuld beladen. ¹⁶ Aber wir wissen: Kein Mensch gilt vor Gott als gerecht, weil er das Gesetz befolgt. Als gerecht gilt man nur, wenn man an Jesus Christus glaubt. Deshalb kamen auch wir zum Glauben an Jesus Christus. Denn durch diesen Glauben an Christus werden wir vor Gott als gerecht gelten – und nicht, weil wir tun, was das Gesetz vorschreibt.

Schließlich spricht Gott keinen Menschen von seiner Schuld frei, weil er das Gesetz befolgt.

¹⁷ Nun wollen wir ja durch Christus vor Gott als gerecht gelten. Wenn sich nun aber zeigt, dass wir trotzdem mit Schuld beladen sind – was bedeutet das dann? Etwa, dass Christus die Schuld auch noch fördert?

*Auf gar keinen Fall!*¹⁸ Wenn ich nämlich das Gesetz wieder einführe, das ich vorher abgeschafft habe, dann heisst das: Ich selbst stelle mich als jemand hin, der es übertritt.

¹⁹ Das Gesetz hat mir den Tod gebracht. Deshalb gelte ich für das Gesetz als gestorben, damit ich für Gott leben kann. Mit Christus zusammen wurde ich gekreuzigt.²⁰ Deshalb lebe ich eigentlich nicht mehr selbst – sondern Christus lebt in mir. Mein jetziges Leben in diesem Körper lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes. Er hat mir seine Liebe geschenkt und sein Leben für mich hergegeben.

²¹ Ich weise die Gnade nicht zurück, die Gott uns erweist. Denn wenn wir durch das Gesetz vor Gott als gerecht gelten, dann ist Christus ohne Grund gestorben.

GALATER 2 (BASISBIBEL)

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder,

in Malmö in Schweden wird Ende dieses Monats ein «Museum des ekligen Essens» eröffnet, «The Museum of disgusting food». Auf der Webseite wird damit geworben, dass 80 Exponate eine Auswahl dessen sind, was an manchen Orten als Delikatesse angeboten wird, vermutlich aber bei allen Ortsfremden Brechreiz hervorruft.¹ Es ist nicht bloss ein billiger Scherz, dass das Eintrittsticket zur Ausstellung auf eine Papiertüte gedruckt ist, wie sie auch in Flugzeugen zur Verfügung steht, falls es jemandem übel werden sollte.

Der Museumsgründer, ein gewisser Samuel West, ist sich bewusst, dass Name und Konzept des Museums zu Widerspruch reizen, weil manche dahinter Überheblichkeit vermuten und den alten Grundsatz zitieren, dass über Geschmäcker nicht zu streiten sei. Dabei geht es West genau um das Gegenteil. Mit seinem Museum will er zeigen, dass Ekel das ist, was man ein «kulturelles Konstrukt» nennt. Ekel ist nicht eine natürliche, sondern eine anerzogene, angewöhnte Reaktion. Während kleine Kinder in Nordangola schon früh lernen, Maniokbrei zu lieben, würden sie vermutlich mit Käse überbackene Kartoffeln eher gewöhnungsbedürftig finden – bei Kindern aus der Schweiz dürfte es gerade umgekehrt sein. Als mir selbst einmal eine angolansische Freundin eine schmutzige Plastikschüssel zeigte, in der fette weisse Würmer herumkrochen, und begeistert sagte, die seien besonders köstlich, war ich erleichtert, dass wir keine Zeit hatten, es praktisch auszuprobieren. Ob West mit seiner These ganz recht hat, es sei alles bloss Frage der Gewöhnung, bleibe dahingestellt. Dass er allerdings mit seinem Museum auf eine sehr sinnliche Weise sein Argument vertritt, lässt sich nicht bestreiten. Diejenigen, die das Museum besuchen, werden körperlich spüren, was er meint.

Was ist gut und bekömmlich zu essen? Wir waren vorletzte Woche erneut in Zinal im Val d'Anniviers in unserer abenteuerlichen ökumenischen Ferienwoche – zusammen mit knapp 240 Gästen aus rund 30 Ländern. Sie alle haben ihre Essgewohnheiten, Speisevorschriften, Geschmacksvorlieben. Tara Sapkota, der Sigrist der Pauluskirche, war für die Küche verantwortlich. Damit hatte er auch den schwierigen Balanceakt zu bewältigen, mit dem sehr eng kalkulierten Budget Essen zu planen und zuzubereiten, das von möglichst vielen auch goutiert würde. Dankbar haben wir erlebt, dass wir Tischgemeinschaft hatten, dass wir uns durch dieselbe Mahlzeit stärken liessen. Wir begegneten einander an den Tischen in unserer Bedürftigkeit und in unserer Lust am Feiern. Besonders schön war es natürlich, wenn eine bei einem Essen etwas besonders köstlich fand, weil sie sich beim Kosten an das erinnerte, was ihr von Kindheit an vertraut war – und sie fand in diesem Moment auch ein Stück der verlorenen Heimat wieder. Umgekehrt liess sich nicht vermeiden, dass manche bei einzelnen Mahlzeiten fasteten oder einen gefüllten Teller stehen liessen, weil sie das angebotene Essen nicht herunterbrachten.

Wann wir was auf welche Weise essen, hängt eng damit zusammen, woher wir kommen, wo wir zuhause sind, zu welcher Gemeinschaft wir uns zählen. Wollen wir wirklich alles mit allen teilen? Können wir allen alles zumuten? Dürfen alle alles essen? Müssen wir um Himmels willen dies oder jenes endgültig von unserer Speisekarte streichen oder zumindest um der Zukunft der Erde willen? Über solche Fragen stritten sich Paulus und Petrus im Anschluss an das so genannte «Apostelkonzil»; sie sind bleibend aktuell.

¹ Die Webseite des Museums findet sich über <https://disgustingfoodmuseum.com/>. Ich bin über diesen Artikel in der «Washington Post» darauf aufmerksam geworden: https://www.washingtonpost.com/news/voraciously/wp/2018/10/09/this-new-food-museum-expects-to-upset-your-stomach-and-then-make-you-think-about-why/?utm_term=.9ed0afc5ef33.

Worum ging es denn damals? In der Tradition des Volkes Israel spielten die Speisegesetze zusammen mit den Reinigungsvorschriften und den Geboten zur Feier des Schabbats eine entscheidende Rolle. Israel war politisch und wirtschaftlich nicht mehr unabhängig. Und auch kulturell blieb es keine abgeschlossene Einheit; im römischen Imperium spielten sich Prozesse der Verschmelzung und gegenseitigen Beeinflussung ab. Vergleichbares erleben wir heute in der so genannten Globalisierung. In diesem «Multikulti-Kontext» sahen manche Gruppierungen in Israel in diese Vorschriften erst recht die einzige Möglichkeit, wie sie sich als Volk Gottes von den anderen Völkern würden unterscheiden können, von den so genannten «Heiden».

Jesus von Nazaret dagegen hatte in seiner Verkündigung entschieden jene Stimmen aus der jüdischen Tradition aufgenommen, die Gott nicht als einen exklusiven sahen. Für sie war Gott nicht auf ein kleines Volk konzentriert und für dieses reserviert. Die Erwählung Israels hatte zeichenhaften Charakter. An ihr sollte sich ablesen lassen, dass und wie Gott alle Menschen liebt, allen Menschen Befreier und Heiland sein will. Jesus hatte in seinem Verhalten deutlich gemacht, wie inklusiv, wie weitherzig Gottes Liebe ist. Sichtbar machte Jesus das vor allem, wenn er sich mit Menschen zu Tisch setzte, mit ihnen ass und feierte, von denen viele glaubten, sie müssten entschieden auf Distanz gehalten sein, wenn man nicht Gottes Gnade verspielen wollte.

Paulus deutete den Kreuzestod und die Auferstehung von Jesus als endgültige Bestätigung dessen, dass Gottes Zuwendung grenzenlos ist. Sie ist nicht abhängig davon, ob wir uns treu an die Weisungen in der Tora halten; das ist in der Deutung von Paulus ohnehin unmöglich. Gottes Zuwendung ist reines Geschenk, und wir können und sollen einfach die Hände und Herzen öffnen und das Geschenk annehmen, um dann staunend zu erleben, wie es uns von innen her verändert, neu macht. Deshalb sollte auch die Unterscheidung zwischen «Juden» und «Heiden» aufgehoben sein: In der Gemeinschaft, die durch Jesus Christus begründet ist, sich nach ihm nennt und sich durch seinen Geist inspirieren lässt, spielt es keine Rolle mehr – wie Paulus etwas weiter unten im Brief an die Galater schreibt –, *ob ihr Juden seid oder Griechen, unfreie Diener oder freie Menschen, Männer oder Frauen. Denn durch eure Verbindung mit Christus Jesus seid ihr alle wie ein Mensch geworden (3,28).*

Paulus war für damalige Verhältnisse ein Weltbürger. Er sprach verschiedene Sprachen, hatte sich in unterschiedlichen Welten bewegt. Die Vorstellung, dass die Gute Nachricht nicht in kulturellen Grenzen eingezäunt bleiben dürfe, war für ihn deshalb nicht so schwer anzunehmen. Petrus dagegen stammte aus Galiläa. Er war sicher kein unbedarfter und völlig ungebildeter Fischer. Gewiss aber kam er aus einer relativ geschlossenen, einheitlichen Welt. Zwar hatte Gott ihn in einer grandiosen Vision schon einmal erleben lassen, dass er die Grenzen sprengen sollte, die er für von Gott gemauert hielt – das wird übrigens nächsten Sonntag das Thema sein: Petrus sah ein Tischtuch vom Himmel schweben und er hörte eine himmlische Stimme, die ihn aufforderte, sich fürs Mittagessen daraus zu bedienen; gefüllt war das Tuch aber mit allerlei Tieren, die Petrus von sich aus sofort im Museum des ekligen Essens ausgestellt hätte (vgl. Apg 10, insbesondere die Verse 9-16).

Petrus hatte die Lektion gelernt, doch richtig geschmeckt hatte ihm nicht, was er seit Kindheit als unrein kannte. Es fiel ihm deswegen nicht besonders schwer, sich doch zumindest teilweise von der Argumentation überzeugen zu lassen, mit der Jakobus begründete, weshalb die jüdischen Mitglieder der Jesusbewegung, die «Judenchristen» sich dennoch von denen absondern sollten, die einen nichtjüdischen, heidnischen Hintergrund hatten, von den «Heidenchristen».

Im Apostelkonzil, so berichtet es Lukas, wurde eine Art Kompromiss erreicht. Von denjenigen, die von ausserhalb der jüdischen Gemeinschaft zur christlichen Gemeinde dazukamen, wurde keine Beschneidung verlangt, und auch sonst waren sie gegenüber manchen Reinheitsgeboten frei, sie sollten bloss *keine Götzen verehren und nicht mit Verwandten schlafen. Und sie sollten kein Fleisch von Tieren essen, die nicht ausgeblutet sind, oder Blut zu sich nehmen (Apg 15,20).*

Die Heidenchristen mussten also bloss eine kleine Auswahl von Speise- und Reinheitsgesetzen befolgen; die Judenchristen ihrerseits akzeptierten, dass einige der Merkmale wegfielen, mit denen sie sich von der sie umgebenden Gesellschaft unterschieden. Die christliche Gemeinde sollte ihre Identität nicht mehr darüber bestimmen und stärken, dass sie sich an eine Reihe von äusserlich erkennbaren

Vorschriften hielten. Christinnen und Christen sollten vielmehr durch ihr Vertrauen auffallen, durch ihre Offenheit, durch die gelebte Liebe.

War das ein zu radikaler Schnitt mit der Tradition? Paulus wirft in unserem Abschnitt Petrus vor, dass er aus Angst zurückrudere und zu viele Kompromisse mache. Er sieht die Gefahr, dass die Gemeinde in Galatien sich von dieser Sorge anstecken lässt und erneut exklusiv wird. Er befürchtet, dass die Gemeinde sich erneut einschliesst in ein Gehäuse von Sicherheit – von der Art von Sicherheit, die durch klare und vergleichsweise einfach zu befolgende Regeln geschaffen wird. Doch diese Art von Ordnung bedeutet in Konsequenz auch immer Über- und Unterordnung. Paulus sieht schon kommen, dass dann Juden wieder mehr gelten als Heiden, Männer mehr Macht haben als Frauen, Freie über Sklaven herrschen und bestimmen. Solche Ordnungen vermitteln gewiss auch Geborgenheit, und sie haben den Vorteil, dass man sich rasch darin zurechtfindet – vor allem, wenn Du auf der Seite derer stehst, die Macht haben.

Verloren geht allerdings das, worauf es Paulus zuerst ankommt: Wir müssen nicht mehr oder weniger ernst und konsequent versuchen, Gott für uns einzunehmen, ihn gnädig zu stimmen. Wir dürfen dankbar zur Kenntnis nehmen, annehmen, dass Gott sich mit uns solidarisiert hat. Darin bleibt er treu, auch wenn wir uns fraglos immer wieder so verhalten, dass Gott es *disgusting* finden muss, abstoßend, empörend. Doch in Jesus Christus hat er sich mit uns endgültig verbündet. Gott hat sich uns zugewendet – und das bleibt gültig, auch wenn wir uns abwenden sollten und immer wieder furchtbar Mühe haben, den Rückweg zu finden und zu gehen. Die Zusage, die wir in der Taufe machen und bekennen, ist unbedingt, bedingungslos verlässlich: Gott steht auf unserer Seite, deshalb, nur deshalb können wir vor ihm und vor einander und vor uns selbst bestehen.

Und weil das so ist, betont Paulus auch, dass wir uns nicht wegen Speise- oder auch Kleidungs Vorschriften, wegen dieser oder jener Äusserlichkeiten voneinander absondern und dabei auch noch behaupten sollen, das entspreche Gottes Willen. Die Einheit, die in Jesus Christus begründet und geschenkt ist, wird sichtbar, wo wir just mit denen zu Tisch sitzen, die uns fremd sind, deren Gebräuche wir befremdlich finden, deren Menu uns aufs erste widersteht.

Petrus war versucht gewesen, sich in die Sicherheit einer vereinheitlichten Ordnung zu flüchten, Paulus hat ihn deswegen zur Rede gestellt, und die Kirche ist gewachsen und eine unglaublich und manchmal auch unbequem vielfarbige, vielfältige Gemeinschaft geworden – Gott sei Dank!